

LANGENTHAL

Zwei Chöre gemeinsam – Publikum fasziniert

Experiment gelungen: In der Kirche Geissberg in Langenthal traten der Männerchor Langenthal und das Jodler-Doppelquartett erstmals gemeinsam auf. Sie verwöhnten das faszinierte Publikum mit 19 bekannten Liedern.

Von Hans Mathys

«Es macht Spass, miteinander zu singen. Das trägt zur Vielfalt bei», sagt Paul Beyeler, Präsident des 1841 gegründeten Männerchors Langenthal, bei der Begrüssung des 160-köpfigen Publikums in der Kirche Geissberg. Auch Andreas Grossenbacher, Präsident des 1922 gegründeten Jodler-Doppelquartetts, heisst die Konzertbesucher willkommen. Bereits mit dem ersten gemeinsam gesungenen Lied «Bärnbiet» von Jakob Ummel (1895 bis 1992) singen sich die beiden Chöre in die Herzen der Besucher. Die vom Jodler-Doppelquartett unter der Leitung von Christina Lohner gesungenen Lieder sagt jeweils Chormitglied Res Bögli an, jene des von Anita Steiner-Thaler dirigierten Männerchors Jean-Pierre Masson. Die Jodler starten mit zwei Liedern noch lebender Komponisten: «Daheim» von Franz Stadelmann (1942) und «My Jugendzyt» von Paul Schreiber (1944). «Daheim» beginnt mit «Wo i ä chline Bueb bi gsi mit blonde Chruselhaar, da han i gwünscht, ach chönnt i sy scho gross und bald zwänzg Johr.» Das Lied «My Jugendzyt» hat Paul Schreiber sei-



Der Männerchor Langenthal und das Jodler-Doppelquartett Langenthal bei einem gemeinsam gesungenen Lied.

Bild: Hans Mathys

nem Vater zu dessen 80. Geburtstag gewidmet. Nur 42 Jahre alt wurde der 1993 verstorbene Komponist Kurt Mumenthaler. Sein Lied «D Lüt im Dorf» endet mit der Empfehlung, mit allen Frieden zu schliessen, denn «einisch wird ke Zyt me si.»

Johannes Brahms, Franz Schubert
Gefühlvoll trägt der Männerchor vier bekannte Lieder vor: «Wohin mit der Freud» von Friedrich Silcher (1789 bis 1860), «Ungarischer Tanz Nr. 6» von Johannes Brahms (1833 bis 1897), «Kleine Barke im Wind» von Wilhelm Heinrichs (1914 bis 1995) und «Im Abendrot» von Franz Schubert (1797 bis 1828). Ein Ohrenschaus ist das gemeinsam gesungene, von Johann Heinrich Tobler (1777 bis 1838) kom-

ponierte Lied «Ode an Gott», bekannt als Appenzeller Landsgemeindelied. Es beginnt mit «Alles Leben strömt aus dir» und endet mit «Sei mein Engel, der mich leite». Von 1877 bis 1997 war dieses Lied fester Bestandteil der Auserroder Landsgemeinde, die jeweils in Trogen und Hundwil stattfand. Ein Hörgenuss ist nun «Le vieux châlet», komponiert vom katholischen Priester Joseph Bovet (1879 bis 1951). Das Jodler-Doppelquartett verabschiedet sich mit drei Liedern, in denen eindrücklich der Lauf der Jahreszeiten besungen wird. «Bärgblueme» von Emil Herzog (1905 bis 1981) schildert den prächtigen Bergfrühling, mit «Mys Äpli» lässt die Komponistin Margrith Inäbnit-Seiler das Publikum am Leben auf der Alp teilhaben, und

mit «Es treichelet heizue» von Alfons Gugler (1901 bis 1967) geht es mit Melancholie zurück von der Alp ins Unterland.

Männerchor auch fremdsprachig

Jetzt kündigt auch der Männerchor die letzten Lieder des Konzerts an. «Te voici vigneron» von Carlo Boller ist eine Hommage an den arbeitsreichen Winzer-Alltag. Nach «Quel mazzolin di fiori», komponiert von Robert Mermod, und «Alla mattina» von Emil Aig wird das ebenso bekannte wie beliebte Lied «La montanara» von Luigi Pigarelli zum Hochgenuss. Gleich nochmals darf das Publikum zurücklehnen und geniessen – beim «Abendlied» von Ferdinand Huber (1791 bis 1863), besser bekannt als «Luegit vu

Bärge und Tal». Nach dem grossen Applaus des entzückten Publikums können die beiden Chöre gar nicht anders, als mit einer Zugabe aufzuwarten – mit «Die alten Strassen noch» von Komponist Peter Gripekoven (1870 bis 1929). Der Text regt zum Nachdenken an: «Die alten Strassen noch, die alten Häuser noch, die alten Freunde aber sind nicht mehr.» Den beiden Chören gebührt für die Liederwahl ebenso ein riesiges Kompliment wie für die emotionale Interpretation. Am Schluss des Kirchenkonzerts sieht man überall strahlende Gesichter – bei den Sängerinnen und Sängern ebenso wie beim Publikum.

Infos

www.mclangenthal.ch

ROMAN



Silvan Aeschlimann
«GLÜCK IST TEUER», Roman

© 2017 Zytglogge Verlag Basel

53

«Lasst uns einfach ein Spiel spielen», ergriff ich die erstbeste Möglichkeit, das Thema zu wechseln. Demonstrativ ging ich hinüber zur Kommode, in der wir alle Spiele aufbewahrten. Es dauerte keine Sekunde, bis Sophia mir folgte. Überhaupt liess sie keine Gelegenheit aus, mir nahe zu sein. Anouk dagegen liess sich deutlich mehr Zeit, um sich vom Sofa zu erheben und zum Wohnzimmerherüberzukommen. Es war das erste Mal, dass ich daran zweifelte, ob es wirklich eine gute Idee war, Anouk einmal zu heiraten. Sie verhielt sich in letzter Zeit unglaublich undankbar und auch noch verletzend dazu. Hätte ich nicht aus Liebe zu ihr über all ihre Fehler hinweggesehen, wäre unsere Beziehung schon lange zum Scheitern verurteilt gewesen. Ich nahm die grosse Spielkiste aus der

Kommode, in der wir alle Brett- und Würfelspiele aufbewahrten, und öffnete den Deckel. Im Gegensatz zu sonst liess ich Anouk nicht die Wahl, welches Spiel wir spielen würden, sondern legte ohne zu fragen das Brett für «Eile mit Weile» auf den Tisch. Das hatte sie verdient. Anouk musste spüren, dass ihr Verhalten Konsequenzen hatte.

«Ich will Blau haben», piepste Sophia und schnappte sich die blauen Spielfiguren aus der Kiste, bevor ich etwas dagegen tun konnte. Einen kurzen Moment erwog ich, meine Lieblingsfiguren zurückzufordern, verwarf aber den Gedanken. Das fing ja schon wieder gut an. Mit diesem kleinen Plagegeist war es offenbar unmöglich, einen erträglichen Abend zu verbringen. Gereizt suchte ich mir die roten Spielfiguren zusammen und stellte sie auf die roten Startfelder. Danach sammelte ich vier weitere grüne zusammen, die ich vor Anouk hinstellte. Grün war die Farbe, die ich am wenigsten mochte. Ich hatte das Bedürfnis, fies zu Anouk zu sein.

Diesem Bedürfnis kam ich auch während des ganzen Spiels nach. Wann immer ich eine Möglichkeit sah, eine von Anouks Figuren zurück an den Start zu schicken, ergriff ich sie, auch wenn mich das selbst eine meiner Figuren kostete. Das hatte zur Folge, dass Sophia schon nach kurzer Spieldauer deutlich in Führung lag. Anstatt ihre Führung aber sicher in einen Sieg zu verwandeln, fing sie an, mit meinen Spielfiguren Erbarmen zu zeigen, was mich endgültig auf die Palme brachte. Ich brauchte und ich wollte ihre Hilfe nicht. Lieber hätte ich verloren, als diese noch einmal in Anspruch zu nehmen. Dank viel Glück und ein wenig Selbstsabotage gelang es mir schliesslich, dem Spiel seinen natürlichen Ausgang aufzuzwingen.

Anouk schaffte es gerade einmal knapp mit zwei Figuren ins Ziel, während Sophia überlegen gewann und

ich Zweiter wurde. Enttäuscht stellte ich fest, dass mich diese Tatsache nicht halb so sehr befriedigte, wie ich es mir erhofft hatte. Offenbar brauchte es mehr als pure Vergeltung, um mich glücklich zu machen. Dazu kam es aber an diesem Abend nicht mehr. Nach dem Spiel verkündete mir Anouk, dass es nun Zeit sei, mir die Zähne zu putzen und ins Bett zu gehen. Obwohl ich schon wieder den Drang verspürte, mich ihr zu widersetzen, liess ich es bleiben. Ich wusste gut genug, dass ich mir damit mehr schaden würde als ihr selbst, und im Unterricht bei Frau Grütter einzunicken, konnte ich mir nicht leisten.

Nach dem Zähneputzen machte ich noch einen letzten Kontrollgang durchs Haus, bevor ich mich schlafen legte. Es interessierte mich, wo Sophia geblieben war. Die war ja noch jünger als ich und gehörte um diese Zeit auch schon längst ins Bett. Nach kurzer Suche fand ich sie im Gästezimmer, das gegenüber von Mamas Schlafzimmer lag. Sophia schlief schon und hatte sich unter der Decke zusammengerollt. Jetzt, da sie nicht mehr zwischen mir und Anouk stand, tat es mir fast ein wenig leid, wie ich sie behandelt hatte.

Wenn ich ganz ehrlich war, musste ich zugeben, dass sie schlafend ganz niedlich und unschuldig aussah und meine ablehnende Haltung nicht verdient hatte.

2 Stunden und 37 Minuten. So lange hatte es nach meinem ersten Tweet gedauert, bis ein sportlicher Teenager im Kapuzenpulli auf dem Uetliberg, dem Hausberg der Stadt Zürich, angekommen war und sich daran machte, sich den ersten Umschlag mit 100 Franken Inhalt zu sichern. Viel zu lange, fand ich. Aber es war erst der erste Tweet und der erste Umschlag. In den kommenden Wochen würde sich das Zeitintervall bestimmt auf wenige Minuten reduzieren lassen. Insbesondere, da ich von nun an vorhatte, die Umschläge im Stadtzen-

trum zu verstecken. Ich musste mich gedulden.

Der Teenager schien sich seiner Sache nicht sicher zu sein. Nervös sah er um sich, bevor er die letzten Meter bis zum Aussichtsturm sprintete und dann mit erleichtertem Gesichtsausdruck feststellte, dass der Umschlag noch unter der ersten Stufe klebte, so wie ich es in meinem Tweet beschrieben hatte. Nach kurzem Zögern riss er den Umschlag auf, grinste verschmitzt, als er die Hunderternote herauszog, und posierte mit selbstzufriedener Miene für ein Selfie.

Wenige Minuten später war der Junge wieder Richtung Endstation der Uetlibergbahn verschwunden. Ich stand von meinem Stuhl auf der Terrasse des Hotels «Uto Kulm» auf, von wo aus ich die Ereignisse beobachtet hatte, und stieg die 178 Treppenstufen des Turms bis zur Aussichtsplattform hoch. Es war ein strahlend klarer Tag. Es bot sich mir nicht nur eine ausgezeichnete Aussicht auf die Stadt Zürich, sondern über den ganzen Zürichsee, bis hin zu den Alpen. Ich nahm die Hände vom Geländer, obwohl ich beträchtliche Höhenangst hatte, und breitete die Arme aus. Es war einfach unbeschreiblich, den Hauch einer Brise auf der Haut zu spüren, die Sonnenstrahlen richtiggehend aufzusaugen und sich einzig diesem Gefühl der Freiheit hinzugeben. Frei wie ein Vogel, umgeben von nichts als Luft, für einen Augenblick, bis ein Kichern hinter mir mich wieder auf den Boden der Realität zurückbrachte.

Ich fuhr herum. Ohne dass ich es bemerkt hatte, hatte ein gut fünfjähriges Mädchen zusammen mit seiner Mutter die Plattform erklommen. Es kicherte noch immer und fragte seine Mutter, was denn der komische Mann da gemacht habe.

«Er genießt nur das Wetter», erklärte die Frau mit einem entschuldigenden Blick in meine Richtung. Doch in ihrer Gesellschaft war es nicht mehr das Gleiche. Ich stieg die Treppenstufen

wieder hinunter und machte mich auf den Weg zur Uetlibergbahn. Bevor ich einstieg, retweetete ich das Selfie des Teenagers und kontrollierte die Ausbeute des ersten Tages: 257 Follower.

Ich befand mich in der Zürcher Bahnhofshalle. Donnerstagsmittag. Punkt 12.01 Uhr. Angespannt wartete ich auf der Höhe von Gleis 9 und Gleis 10 und starrte auf den blauen Würfel, der gute 40 Schritte von mir entfernt direkt unter der riesigen Bahnhofsuhr angebracht war: der «Treffpunkt». Weiss auf blau signalisierte ein weisser Kreis und vier weisse Pfeile, was ohnehin jeder wusste – dass dieser Ort dazu gedacht war, dass sich hier Leute trafen.

Ich schwitzte. In kleinen Rinnsalen lief mir der Schweiß die Stirn hinunter, über die Nase, die Schläfen, sammelte sich in meinem Bart, den ich typisch für die Prüfungszeit schon viel zu lange nicht mehr zurechtgestutzt hatte, und tropfte schliesslich auf mein bordeauxrotes T-Shirt, dessen Baumwollfasern die Tropfen gierig aufsogen. Meine Hände zitterten. In der einen hielt ich einen Umschlag mit einem Streifen Klebeband daran, in dem sich 10 000 Franken befanden, in der anderen mein iPhone, auf dem ich schon meinen nächsten Tweet eingetippt hatte: «#Happiness IsExpensive. 10000 Franken warten auf einen glücklichen Finder am «Treffpunkt» am Zürcher Hauptbahnhof.»

Fortsetzung folgt